Ein Brief des Simon Lemnius an Vadian

Autor(en): **Schiess, Traugott**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **- (1933)**

Heft 7

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-396738

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Chur Juli 1933 Nr. 7

BÜNDNERISCHES
MONATSBLATT
ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

ERSCHEINT JEDEN MONAT

Ein Brief des Simon Lemnius an Vadian.

Von Stadtarchivar Traugott Schieß, St. Gallen.

Vorbemerkung des Herausgebers. Der 38. Band der „Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte", herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, enthält unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte St. Gallens und der Ostschweiz" eine größere Zahl von Abhandlungen und Vorträgen von Stadtarchivar Dr. Traugott Schieß. Der Verfasser ist uns Bündnern als ehemaliger Kantonsschulprofessor bestens bekannt. Er hat sich aber auch um unsere Bündner Historiographie große Verdienste erworben, insbesondere durch die Veröffentlichung des umfangreichen Briefwechsels zwischen Bullinger und den Graubündnern, weiter sodann durch eine Reihe von wertvollen Aufsätzen zur Bündnergeschichte, so daß unsere Historisch-Antiquarische Gesellschaft alle Ursache hatte, ihn zu ihrem Ehrenmitglied zu ernennen. Wie alle Arbeiten des Verfassers, sind auch die Vorträge und Abhandlungen, die der Historische Verein des Kantons St. Gallen herausgegeben hat, in klassischer Form geschrieben und auch durch ihren abwechslungsreichen Inhalt interessant, so daß ihre Lektüre einen hohen Genuß bereitet. Unter den 18 veröffentlichten Beiträgen befindet sich einer, der sich mit der umstrittenen Gestalt des Simon Lemnius befaßt und weit mehr enthält, als die Überschrift ahnen läßt. Wir glauben den Lesern des Monatsblattes eine Freude zu bereiten und den Bündner Historikern einen Dienst zu erweisen durch den Abdruck dieser Arbeit.

Die Stadtbibliothek St. Gallen besitzt in ihrer Sammlung von Briefen aus der Reformationszeit, die vor allem den Briefwechsel Vadians, aber auch den des Konstanzer Reformators Ambrosius

Blaurer, des Johannes Keßler und des Kaufmanns Hans Liner, sowie vereinzelte Schreiben anderer enthält, unter den an Vadian gerichteten Briefen neben vielen bemerkenswerten Stücken auch einen des Simon Lemnius, jenes bündnerischen Dichters, der zwei Jahrhunderte lang als ein Schandpoet verrufen war, bis Lessing in den „Rettungen" sich seiner annahm. Das Schreiben gehört zu jenen Briefen, wie sie zu allen Zeiten gern an berühmte Männer gerichtet wurden, um für irgendwelchen Zweck ihre Gunst oder Befürwortung zu erlangen, und zeichnet sich vor andern Humanistenbriefen dieser Art in nichts aus. Was ihm gleichwohl Anspruch auf Beachtung gibt, das ist einerseits die Beziehung auf Vadian, anderseits die Persönlichkeit des Briefschreibers, und wenn, was ersteren betrifft, das Schreiben nur einen weiteren Beleg neben so vielen andern bildet für das große Ansehen, das der gelehrte Bürgermeister von St. Gallen weitum genoß, so hat es für die Biographie des Lemnius besondern Wert durch seinen Inhalt und als eines der wenigen eigenhändigen Schriftstücke des Dichters, die auf uns gekommen sind[1].

Simon Lemnius entstammte einem im Prättigau verbreiteten Geschlecht. Sein Vater war aber von da ins Münstertal gezogen, und hier wurde ein bis anderthalb Jahrzehnte nach dem Schwabenkrieg der künftige Dichter geboren. Sein Familienname Lemm-Margadant war einer jener merkwürdigen Doppelnamen, wie man sie damals nicht selten in Graubünden (im Engadin etc.) treffen konnte, die nicht in heute üblicher Art durch Anhängung des Geschlechtsnamens der Frau an den des Mannes entstanden sind, sondern umgekehrt dadurch, daß der Mädchenname der Frau dem des Mannes vorgesetzt wurde[2]. Die Familie hieß also eigentlich Margadant, und Lemm ist als der Geschlechtsname der Mutter zu betrachten. Wenn der Sohn diesen bevorzugte,, als er nach Humanistenart seinen Namen latinisierte, so tat er das ohne Zweifel darum, weil die naheliegende Bildung Lemnius wegen des

[1] Es scheint überhaupt nur noch ein gleichartiges Dokument, ein Brief an Bonifacius Amerbach aus dem Jahr 1544, bekannt zu sein, vgl. Janett Michel, Vom Humanismus und seinen Anfängen in Graubünden (Lemnius und Campell). Beilage zum Programm der Kantonsschule Chur 1929/30, S. 47.

[2] So nannte sich, um nur ein Beispiel anzuführen, der Sohn des Friedrich von Salis in jungen Jahren Johannes Travers-von Salis, nach seiner Mutter, die eine Tochter des Johannes Travers war.

Anklangs an die griechische Insel Lemnos für einen Poeten passender erschien als das prosaische Mercator, womit später Pantaleon den Namen Margadant wiedergab, während Lemnius selbst gräzisierend einen Emporicus daraus gemacht hatte.

Von der Jugend des Dichters ist wenig bekannt. Er verlor früh seine Eltern und zog wohl schon in jungen Jahren in die Fremde, wo es ihm ähnlich wie dem jungen Thomas Platter ergangen sein mag. Erst aus dem Jahr 1532 liegt eine bestimmte Nachricht vor, indem Lemnius plötzlich in München auftaucht als Schüler des Humanisten Anemoecius (Winthäuser); schon damals scheint er als ein begabter Poet gegolten zu haben. Im folgenden Jahre begab er sich nach Ingolstadt an die Universität, zog aber bald von da weiter nach Wittenberg, ohne Zweifel, um unter Melanchthon sich speziell dem Studium des Griechischen zu widmen. Während seines mehrjährigen Aufenthaltes erwarb er sich das besondere Wohlwollen seines Lehrers und hätte vielleicht sogar eine Professur erlangen können, wenn er sich nicht Luthers höchstes Mißfallen zugezogen hätte.

Im Jahr 1538, an Pfingsten, ließ nämlich Lemnius in Wittenberg eine kleine Gedichtsammlung, zwei Bücher Epigramme, erscheinen, die dem Kurfürsten Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, gewidmet waren, und nun entlud sich über ihn ein furchtbares Unwetter. Er wurde von Luther beschuldigt, ehrbare und zum Teil hochstehende Personen in Wittenberg in lästerlicher Weise angegriffen zu haben. Der Rektor der Universität, Melanchthon, erteilte ihm den Befehl, alle noch nicht verkauften Exemplare des Büchleins auszuliefern, Wittenberg nicht zu verlassen und nichts von seiner Habe oder seiner Bibliothek zu veräußern. Diese Maßregelung und die Warnung von Freunden, daß Luther aufs höchste aufgebracht sei, erschreckten Lemnius dermaßen, daß er mit Hinterlassung seiner Habseligkeiten die Flucht ergriff. Man lud ihn regelrecht vor; doch leistete er der Zitation keine Folge und wurde nach Ablauf der Frist relegiert. Seine Epigramme aber wurden vernichtet und gehören deshalb in der ersten Auflage zu den größten Seltenheiten.

Das ist jedenfalls der Grund, warum die Schuld des Lemnius bis auf Lessing niemals genauer geprüft wurde. Erst Lessing nahm sich die Mühe und erkannte zu seinem großen Erstaunen, daß dem angeblichen Schandpoeten großes Unrecht geschehen

war. Unter den zahlreichen Epigrammen der beiden Bücher vermochte er keines zu finden, das einen bösartigen persönlichen Angriff auf irgend jemanden enthalten hätte; nur wer mit Voreingenommenheit an sie herantrat, konnte diese ganz allgemein gehaltene Verspottung gemeiner Laster auf bestimmte Personen deuteln. Lessing will sogar den Dichter, weil er so wenig freigebig Salz ausstreue, nicht einmal als guten Epigrammatiker gelten lassen. Es müssen somit für die Verfolgung des Lemnius andere, gewichtigere Gründe bestanden haben, die Luther zu seinem Vorgehen veranlaßten. Welche dies waren, darüber hat er selbst hinreichend Auskunft erteilt in der „ernsten zornigen Schrift" gegen Lemnius, die er acht Tage nach Erscheinen der Epigramme von der Kanzel verlas und darauf an der Kirchentüre anschlagen ließ. Nachdem er im ersten Teil derselben die erwähnte Beschuldigung gegen den Dichter erhoben, ihn deshalb mit den derbsten Ausdrücken verurteilt und die Verbrennung der Epigramme gefordert hat, wendet er sich im zweiten Teil in geradezu pöbelhafter Weise gegen den Kurfürsten von Mainz und erklärt, durchaus nicht dulden zu wollen, daß dieser in Wittenberg gelobt werde. Dadurch also, daß Lemnius dem Erzbischof, den Luther bekanntlich bitter haßte, seine zwei Bücher Sinngedichte gewidmet und in einer Reihe von Epigrammen dessen Lob gesungen hatte, war Luther so arg aufgebracht worden und mag dann in der Erregung aus den Gedichten wirklich mehr herausgelesen und gehört haben, als ein unbefangenes Gemüt darin entdecken kann. Möglicherweise hatte auch der Verfasser schon vorher durch seine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die religiöse Bewegung und durch lockeren Lebenswandel sich das Mißfallen des gewaltigen Mannes zugezogen. Doch wie dem sein mag, jedenfalls steht die Strafe, die Lemnius traf, in keinem Verhältnis zu seinem Vergehen, und es ist durchaus verständlich, daß er schwer gekränkt und in höchstem Maße erbittert war. Gleichwohl kann die Art und Weise, wie er sich rächte, keine Billigung finden und beraubt ihn unserer Sympathie.

Nach einer abenteuerlichen Flucht gab Lemnius im Oktober eine neue Auflage seiner Epigramme heraus, die er um ein drittes Buch solcher vermehrt hatte, und fügte ihr eine poetische Klageschrift an seinen Gönner, den Kurfürsten von Mainz, bei, in der seine Verfolgung und Flucht mit grellen Farben geschildert war.

Das neu beigefügte dritte Buch der Epigramme aber hatte der Verfasser dazu benützt, gründlich nachzuholen, was ihm mit Beziehung auf die ersten beiden mit Unrecht zum Vorwurf gemacht worden war, indem er in zahlreichen Gedichten seine Gegner in schonungslosester und unflätigster Weise angriff. Damit noch nicht zufrieden, verfaßte er auch eine Verteidigungsschrift in lateinischer Prosa, die 1539 erschien. Sie war in einem Ton abgefaßt, der in Anbetracht der Umstände noch als ruhig bezeichnet werden kann. Um so weniger aber hielt Lemnius mit seinem Grimm zurück in einem pseudonym und ohne Angabe des Druckorts veröffentlichten Büchlein, „Monachopornomachia", „Mönchshurenkrieg" betitelt, einer Art Komödie in Dialogform, worin das eheliche Leben Luthers und seiner nächsten Freunde in schmutzigster Weise in den Kot gezogen wurde. Noch andere (auch deutsche) damals gegen Luther veröffentlichte Lästerbüchlein hat man dem Bündner Humanisten zuschreiben wollen.

Durch die charakter- und würdelose Art, wie sich Lemnius unter Mißbrauch seines Talentes an dem Verfolger rächte, hat er nachträglich die erlittene Bestrafung in vollem Maße verdient und sich selbst aufs schwerste geschädigt; denn über den Schandprodukten dieser Jahre wurden seine späteren poetischen Leistungen nicht nach Gebühr beachtet, und auch in unseren Augen können sie seinen Namen von dem Makel, der Jahrhunderte ihm angehaftet hat, nicht ganz befreien.

Sehr gelegen mag es unter diesen Umständen Lemnius gekommen sein, daß sich ihm in der Heimat eine bescheidene Stelle bot. In Chur wurde im Sommer (oder Herbst) 1539 in dem aufgehobenen Predigerkloster St. Nikolai eine höhere Schule des Gotteshausbundes eingerichtet[3]. Die Anregung dazu war von den Reformierten ausgegangen, und der Nachfolger Zwinglis, Heinrich Bullinger, der mit den Churer Predigern in Briefwechsel stand und von ihrem Vorhaben unterrichtet war, hatte sich selbst darum bemüht, den Mann, der damals im Gotteshausbund und ganz Graubünden in höchstem Ansehen stand und den größten Einfluß besaß, Johannes Travers, für den Plan zu gewinnen. Lemnius hatte in Chur gute Freunde, darunter besonders den späteren

[3] Vgl. darüber T. Schieß, Zur Geschichte der Nikolaischule in Chur während der Reformationszeit. Mitteilungen d. Gesellschaft für Deutsche Erziehungs- u. Schulgeschichte 13 (1903), Heft 2, S. 107 ff.

Stadtschreiber Wolfgang Salet, und scheint durch deren Vermittlung an die neu entstandene Lateinschule berufen worden zu sein. In einem Brief des Churer Stadtpfarrers Johannes Dorfmann (Comander) an Vadian vom 4. Mai 1540[4] wird die Umwandlung der Klöster St. Luzi und St. Nikolai in eine Schule erwähnt und ist die Rede von drei Lehrern, unter denen der dritte, ein Landeskind, ein sehr gelehrter Dichter sei. Diese Nachricht kann in jener Zeit einzig auf Lemnius gedeutet werden[5], und eine Bestätigung, daß er gemeint ist, bildet sein Brief an Vadian.

In diesem vom 26. Juli 1541 aus Chur datierten Schreiben beruft sich Lemnius in Ermangelung persönlicher Bekanntschaft mit dem berühmten Humanisten auf sein freundschaftliches Verhältnis zu dessen Bruder David, der auch seit langem durch Heirat mit ihm verschwägert sei. David von Watt war nämlich mit einer Bündnerin verheiratet und scheint um diese Zeit seinen ständigen Wohnsitz in Graubünden gehabt zu haben. Außer den Beziehungen zu Vadians Bruder weiß Lemnius zur Rechtfertigung seines Anliegens nichts vorzubringen und bemüht sich deshalb, die Gunst des einflußreichen Mannes zu gewinnen, indem er seine Bewunderung für dessen gelehrte Werke bezeugt und Vadians Dienstwilligkeit preist. Hierauf trägt er seine Bitte vor, daß ihm Vadian durch seine Empfehlung zum Druck eines an Johannes Travers gerichteten Gedichtes[6] verhelfen möge, wodurch er sich dessen Gunst und Förderung zu erringen hoffe. Tatsächlich hing für ihn vom Wohlwollen dieses Mannes viel ab, da Travers einer der drei Schulherren war und seine Fürsprache am ehesten ihm die gewünschte Gehaltserhöhung hätte verschaffen können. Die Klage des Dichters, daß die Besoldung gering sei, und er nur mit Mühe sich durchbringe, war durchaus berechtigt; denn nach Comanders Angabe bezogen der zweite und dritte Lehrer nur die Hälfte der 100 Gulden, die für den ersten Lehrer ausgesetzt waren, d. h. kaum das Doppelte von dem, was um diese Zeit das Kost-

[4] Vadian. Briefsammlung V (St. Galler Mitteilungen 29), S. 705.

[5] Der einzige namhafte bündnerische Dichter dieser Zeit neben Lemnius, sein Studienfreund Màrcus Tatius Alpinus (Tach von Zernez), damals schon Professor der Poetik in Ingolstadt, kann nicht in Betracht fallen.

[6] Es könnte dies die 2. Elegie des IV. Buches der Amores sein, über die unten S. 202 zu vergleichen ist; sie ist aber dem Jakob Travers gewidmet.

geld für einen Studenten in Zürich betrug. Vadian wäre auch durchaus der richtige Mann für eine Erfolg verheißende Empfehlung gewesen. Denn wenn schon Travers ihn vielleicht nicht persönlich kannte, so war ihm, der selbst humanistische Bildung genossen hatte, Vadians Name wohlbekannt und schätzte er ihn jedenfalls auch als theologischen Schriftsteller hoch, da Bullinger 1539 ihm seine Ausgabe der Epistola orthodoxa, einer auf seinen Wunsch schon 1536 durch Vadian verfaßten Schrift über die Ubiquität, gewidmet hatte[7].

Offenbar hat aber das Schreiben des Lemnius seinen Zweck nicht erfüllt und wurde die erbetene Empfehlung für den Druck des Gedichtes nicht erteilt. Den Grund können wir nur vermuten. Aus dem Briefe Comanders, in dem er den dritten Lehrer der Nikolaischule als gelehrten Dichter bezeichnet, ist zu schließen, daß man in Chur im Jahre 1540 von seinen Schmähschriften noch keine Kenntnis hatte. Über Luthers „ernste zornige Schrift" gegen ihn hatte zwar der Ulmer Prediger Martin Frecht nach einem ihm aus Nürnberg zugekommenen Druck schon am 24. Juli 1538 Bullinger Mitteilung gemacht, in einem Brief an Vadian vom gleichen Tag dagegen nur die in dem Anschlag enthaltenen maßlosen Beschimpfungen des Kurfürsten von Mainz erwähnt, von denen er sich nichts Gutes versprach. So lange man über diesen Streit nicht mehr wußte, mochte auch den Freunden der Reformation das Verhalten des Lemnius nicht allzu anstößig erscheinen. Möglicherweise war aber durch Studierende oder Buchhändler nach Zürich oder St. Gallen auch Kunde von der Rache des Lemnius gedrungen, wenn schon in den Briefen keine Andeutung zu finden ist.

Jedenfalls entsprach Vadian dem an ihn gerichteten Gesuche nicht. Das Gedicht des Lemnius blieb ungedruckt, und statt die gewünschte Gehaltsaufbesserung zu erhalten, verlor er im folgenden Jahr seine Stelle, und zwar durch seine eigene Schuld. Durch die schlimmen Erfahrungen in Wittenberg nicht gewitzigt, ließ er nämlich 1542 bei Oporin in Basel wieder eine Gedichtsammlung drucken, „Simonis Lemnii poetae Amorum libri IV", Vier Bücher Liebesgedichte. Neben mehreren durchaus in würdigem Ton gehaltenen Elegien, auf welche der Titel Liebes-

[7] Siehe T. Schieß, Bullingers Briefwechsel mit Vadian. Jahrbuch für Schweizer. Geschichte 31 (1906), S. 60.

gedichte" in keiner Weise zutrifft, enthält das Büchlein zum überwiegenden Teil Poesien, die durch die unverhüllte, rohe Sinnlichkeit mancher Partien in Chur bei den Freunden der Reformation ähnliches Ärgernis, und mit besserem Grund, erregen mußten, wie in Wittenberg die Widmung an den Kurfürsten von Mainz gegeben hatte. In Humanistenkreisen mochte man weniger streng urteilen; aber dem Lehrer an einer öffentlichen Schule, die auf Betreiben der Reformierten errichtet worden war und auch der Vorbildung künftiger Prediger dienen sollte, stand es nicht an, Gedichte zu veröffentlichen, die an Lascivität in der alt- und neulateinischen Poesie ihresgleichen suchen.

Es scheint, daß die Churer von Zürich aus von dem Ärgernis in Kenntnis gesetzt wurden. Im April bittet der Rektor Nikolaus Baling (Pfister) Bullinger um Mitteilung des Büchleins des tollen Poeten, das von Unsauberkeiten strotzen solle, um durch Abschrift einiger Proben den Lobrednern des Dichters den Mund zu stopfen, und der zweite Stadtpfarrer, Johannes Blasius, dankt im Mai Bullinger für sein Anerbieten, gegen die Unflätigkeit, die der eitle Tropf jüngst veröffentlicht habe, zu schreiben; er hofft als Schulherr, es könnte so gelingen, den unsaubern Elegienschreiber von der Schule zu vertreiben und ihr Baling, der angefeindet wurde, zu erhalten. Lemnius verließ, ob gezwungen oder freiwillig dem Sturm weichend, läßt sich nicht entscheiden, die Schule[8]. Erst einige Jahre später (1545), als der Bergeller Johannes Pontisella an die Stelle Balings getreten war, ist wieder die Rede von seiner Anstellung, die denn auch durchgesetzt wurde gegen den Widerstand des Rektors, der einen so unreinen Menschen nicht zum Kollegen haben wollte.

In der Zwischenzeit hatte sich Lemnius nach Italien begeben. Dort erschien 1543 (in Venedig) eine von ihm verfaßte poetische Übertragung der Periegesis des Dionysius (eines griechischen Werkes geographischen Inhalts). Ihr Autor wurde von der Universität Bologna mit dem Dichterlorbeer gekrönt und stellte sich nun eine weit größere und schwierigere Aufgabe, die Übersetzung

---

[8] Nach Janett Michel, a. a. O. (s. hiervor Anm. 1), S. 17, war Wenzel der Auffassung, daß die „Amores" erst nach dem Wegzug des Lemnius aus Chur erschienen seien; die oben erwähnten Briefstellen (aus Quellen z. Schweizer. Geschichte, Bd. 23, S. 45 f.) sprechen aber zu deutlich dagegen.

der Odyssee in lateinische Hexameter, und führte sie erfolgreich durch. Im Jahr 1549 erschien seine Odyssee zusammen mit der Batrachomyomachia (dem sog. Froschmäuseler) bei Oporin in Basel. Sie war dem französischen König Heinrich II. zugeeignet, selbstverständlich in der Hoffnung auf eine königliche Belohnung; ob sie dem Dichter zuteil wurde, ist nicht bekannt. Seine Übersetzung wurde in Paris 1581 wieder aufgelegt; sie ist das letzte Werk, das er ganz vollenden und noch selbst veröffentlichen konnte. Erst nach seinem Tod kam nochmals ein Bändchen Gedichte „Bucolicorum Eclogae quinque", fünf Hirtengedichte, wieder bei Oporin, heraus, wogegen ein patriotisches Epos in 9 Gesängen „De bello Raetico", Über den Schwabenkrieg, die sogenannte Räteis, nicht zum Abschluß gelangt war.

Gerade diese späteren Dichtungen sind geeignet, das durch die vorangegangenen geweckte üble Vorurteil gegen Lemnius zu mildern und ihn vor der Nachwelt zu rehabilitieren. Seine Übersetzung der Odyssee ist als außerordentliche Leistung auch von strengen Kritikern anerkannt worden. Von den fünf Hirtengedichten, die sich an Vergils Bucolica anlehnen, sind die letzten beiden der Trauer um den Tod des Königs Franz I. von Frankreich gewidmet; die andern drei stehen inhaltlich in enger Beziehung zur Heimat des Dichters. Die erste Ecloge ist ein Lobgesang auf zeitgenössische Bündner, die durch edle Abstammung und Bildung ausgezeichnet waren. Die zweite und dritte aber schildern die furchtbare Pestepidemie, von der Chur im Jahre 1550 heimgesucht wurde und der in dem kleinen Städtchen innerhalb eines halben Jahres dreizehn- oder gar fünfzehnhundert Einwohner zum Opfer fielen. Die Erzählung ist dem Hirten Cirrheus[9] in den Mund gelegt, der sich mit seiner Herde in die untere Schweiz geflüchtet hat und in Basel seinem Freunde Meliseus ein anschauliches Bild von dem Wüten der Seuche in der Heimat entwirft. Die durch den Eintritt der Nacht unterbrochene Erzählung wird am folgenden Morgen in der dritten Elegie zu Ende geführt mit dem Bericht über die Flucht nach Basel. Ohne Zweifel schildert der Dichter Selbsterlebtes und ist er der Hirte Cirrheus, der in Basel eine Zuflucht suchte[10]. Doch muß er, als im Spätherbst die Epidemie etwas

[9] Cirrheus, von Cirrha, der Hafenstadt von Delphi, also = delphisch, apollinisch, womit der Dichter sich selbst als Schüler Apolls bezeichnen will.

[10] In der Matrikel der Universität Basel ist zum Jahr 1550 aufge-

nachließ, nach Chur zurückgekehrt sein; denn er selbst ist dort am 24. November 1550 als eines der letzten Opfer der Krankheit erlegen.

Der Ruhm, den Lemnius kurz vor dem Tod in einer poetischen Grabschrift sich zusprach, ist ihm lange versagt geblieben, teils durch eigene Schuld, teils infolge seines vorzeitigen Todes, der ihn das Werk nicht mehr vollenden und veröffentlichen ließ, das ihm vor allem in der Heimat ein rühmliches Andenken hätte bereiten können. Schon in der 2. Elegie des 4. Buches der „Amores" (1542) hatte er die Absicht kundgegeben, den ruhmvollen Kampf zu besingen, den seine Landsleute und ihre Bundesgenossen im Jahre 1499 gegen den Kaiser bestanden hatten. Mehr als drei Jahrhunderte lang war diese Dichtung, seine Räteis, nur in wenigen Abschriften in Graubünden verbreitet und nur von wenigen gekannt, bis 1874 die Historisch-antiquarische Gesellschaft von Graubünden eine Ausgabe veranstaltete und der Herausgeber, Plac. Plattner, ihr eine wohlgelungene, gekürzte metrische Übersetzung folgen ließ. Sprachliche Untersuchungen haben ergeben, daß besonders die epischen Dichtungen des Lemnius zum guten Teil der Centonenpoesie angehören, d. h., daß halbe oder ganze Verse aus antiken Poesien in sie herübergenommen sind. Das tut selbstverständlich der Originalität dieser Dichtungen starken Eintrag, gilt aber ähnlich von andern gleichzeitigen Werken, und trotz dieses Mangels stellen sie in ihrer Gesamtheit eine durchaus ungewöhnliche Leistung dar.

Anhangsweise mag im folgenden die Erzählung des Cirrheus von der in Chur regierenden Pest (aus der zweiten Elegie der Bucolica) wiedergegeben werden. Auf die Frage des Freundes, was ihn so unerwartet nach Basel führe, antwortet er:

Ach! aus verdorbner, überhitzter Luft
Kam schlimme Seuche und versehrend Unheil,
Zu töten mit des Helios Geschossen,
Und aus dem Ätherraum, verderbenschwanger,
Sank feurigheiße Luft zur Erde nieder,
Der Menschen Glieder unvermerkt vergiftend,
Daß sich in manchem Haus die Toten häuften.

führt: „Symon Lemnius Rhaetus Curiensis, poeta laureatus, s. Janett Michel, a. a. O., S. 59.

Das süße Leben mußten sie verlassen
Und schleppten krank die Leiber durch die Stadt;
Des Todes Bild war überall zu schauen.
Und Männer, die mit ihren starken Gliedern
Kraft atmeten und deren Blut lebendig
Den schönen Leib durchströmte, diese wurden
Zuerst dahingestreckt, dem Stiere gleich,
Der an der Krippe stehend auf den Nacken,
Den strotzenden, das Beil geschwungen fühlt.
Dann wurden schöne Mädchen, denen warm
Das Herz im Busen schlug, und stolze Bräute
Von Siechtum heimgesucht, und Pest versengte
Den Leib, so würdig eines bessern Loses,
Der Hochzeitsfackel und des Brautnachtlieds.

Schon vorher aber wurde von der Pest
Das Groß- und Kleinvieh auf dem Feld befallen,
Und Trauer herrschte rings beim Hirtenvolk.
Da sah man auf der Straße hingestreckt
Die toten Hühnchen, schlaff war das Gefieder,
Und weggerafft ward in der ganzen Stadt
Das Federvieh von Tod und wilder Seuche.
Oft sah ich auch die zentnerschwere Last
Verseuchter Kühe weggeschleift auf Wagen
Und sah an allen Gliedern plötzlich zittern
Das Vieh, des Milch den Eimer eben füllte,
Sah unter dem geleerten Euter sinken
Die Hand des Melkers. Auf den Halmen starb
Der Bauer hin, indem das Feld er mähte,
Und Heu gewinnend stürzt' ins dichte Gras
Der Schnitter plötzlich vor gewalt'ger Hitze.
Am schwerbeladnen Wagen stöhnt der Stier,
Läßt mitten auf der kräuterreichen Flur
Das Fuder steh'n. Von Ähren rings umgeben,
Haucht aus der Mähder, der die Sichel schwingt.
Zum Sterben legt sich auf den höchsten Alpen
Der Senne bei den Käsen in der Hütte.

Der Stadt entfloh so mancher mit der Gattin,
Von Furcht bewegt, und draußen auf dem Lande

Ward von der gift'gen Seuche er gepackt
Und starb im Schoße des geliebten Weibes,
Das bald im Todeslos dem Gatten folgte.

Kaum hat der Mond, zunehmend, seine Rundung
Einmal gefüllt, und viermal hundert Leichen
Hat schon durch Todes Wüten Chur gesehn;
Zweihundert hatte vorher in der Stadt
Er weggeraubt. Weh' über diese Seuche,
So wütend, daß kein Kraut sie heilen mag!
Ach, wie so grausam zeigt sich das Geschick
Und noch erbarmungsloser diese Hitze.
Wer noch gesund war, als der Abend sank,
Und durch die Straßen irrte, den gewahrte
Die Morgenröte auf der Totenbahre.

An einem Tag, in einer kühlen Nacht
Erlagen oft, so meldete die Fama,
Im Hause vierzehn Leben dem Geschick,
Und zwanzig Mädchen, von des Todes Tücke
Dahingerafft in zarter Jugend, ruhten
In einer Grube, unter einem Hügel
Im Grabesschlummer, tief beklagenswert.
Ach, keine Schonung kennt das Todeslos
Für Sterbliche, wenn Krankheit sie erfaßt.

Kein Zögern gilt mehr. Alles flieht von dannen.
Kein Lied ertönt in Waldes Einsamkeit,
Und keine Herden weiden auf den Fluren;
Des Hirten Flöte kennt kein süßes Lied.
Nein, Trauer überall und Schrecken rings
Und in den Gräbern dichtgehäufte Leichen.

Nach einem Hinweis auf ähnliche Ereignisse in alter Zeit, so auf Aegina, wo einst Aecus den Verlust seines ganzen Volkes zu beklagen hatte, gibt Cirrheus Auskunft über die Entstehung der Pest und über die Krankheitserscheinungen:

Es war die Zeit, wo Ähren schon die Sonne
Hervorgebracht und aus dem Zwillingsbild
Getreten war. Rot leuchtete das Zeichen

Des Krebses, als die Seuche, Tod verbreitend,
Von gift'gem Windhauch ward herbeigeführt.
Durch Wasserdünste war die Luft verderbt;
Der schlimme Hauch drang in die Häuser ein.
Fiel drinnen jetzt die Leiber wütend an.

Die Eingeweide wurden ausgetrocknet;
Vom Brand entzündet waren alle Glieder.
Saturn entsandte traurig Gift vom Äther,
Und drohend hob sich Mars beim Stiergestirn.
Die Hitze steigert sich; ein quälend Feuer
Tobt durch die Adern, und Besitz ergreifen
Schmerz und Entzündung von des Hauptes Veste.

Wer sich erhebt, schwankt, wie von heft'gem Schwindel
Erfaßt, auf seinen Füßen, keinen Gang
Kann sichern Schritts er tun, bemeistert von
Des Hauptes Schwere, sinkt er wieder rückwärts,
Und Beulen brechen auf, die durch ihr Gift
Den Tod den Gliedern bringen. Andern wieder
Zehrt innerlich die Seuche an dem Leben,
Und im Geheimen nur verheerend, martert
Mit ihrem Brande sie die Eingeweide.

Da stürzt sich einer in den Brunnen, schlürft
Das Wasser, ohne Linderung zu finden;
Im Wahnsinn wirft ein andrer um die Rüstung
Und ruft zum Kampf blutdürstig auf die Feinde.
Jäh gleitet noch im Todeskampf ein Dritter
Vom hochgetürmten Bett, die Seele haucht
Er in die Lüfte oder zuckt und schäumt,
Weil man ans weiche Lager ihn gebunden.

Nach einem reichen Mahl trägt Jener noch
Verlangen, schlingt, dem Untergang geweiht,
Mit Gier die Speisen; doch den wilden Hunger
Kann der Gerichte Zahl nicht recht befried'gen.
Drauf sinkt er mit gefülltem Bauche hin
Zum Sterben, schließt im Tode seine Augen.

Nichts hilft des Arztes Kunst; vergebens werden
Arzneien dargereicht. Heilkünstler selbst
Und kräuterkund'ge Meister faßt die Seuche.
Die Ärzte sinken hin. Kein Kraut vermag
Die Pest zu heilen. Während Linderung
Vielleicht den Leiden Einer strebt zu schaffen,
Kommt im Bemühen selbst er um, verurteilt,
Hinabzusteigen zu den bleichen Schatten,
Ins dunkle Land des Todes weggeraubt.

Noch hatte nicht zum drittenmal der Mond
Erneut sein Halbrund, hatte zweimal erst
Goldstrahlend seine Scheibe ausgefüllt,
Als schon achthundert Sterbliche die Seuche
Von ihrem Lager hingerafft ins Grab.
Da brannte flammend auf die dürren Äcker
Orion und der wilde Sirius nieder,
Versetzte durch den Brand der Feuerkugel
In Wut den Löwen, und die Krankheit brach,
Grausamer noch als selbst die grimmen Sterne,
In wildem Ansturm ein und streckte jetzt
In einer Nacht, o Jammer, Achtzig hin,
Die nicht auf Bahren, unter Totenklage
Geleitet werden sollten zu den Schatten
Des Totenreiches, nein, auf einem Karren,
Dem man die Räder eingehüllt mit Tuch,
Daß nicht der Achse, noch des Rades Kreischen
Die ganze Stadt zu bleichem Schrecken wecke,
Des jähen Todes grausam Ebenbild.

Das ursprüngliche Hospiz der San Gaudentiuskirche zu Casaccia.

Von Ing. Peter Dalbert, Borgonovo.

Im Bündner Monatsblatt 1923 Nr. 1 und 2 ist über dieses alte Gebäude von Staatsarchivar Dr. Fr. Jecklin eingehend berichtet worden. Er schreibt darüber: